

Verbundkatalog Kalliope

Münchhausen, Börries von

o.O.

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

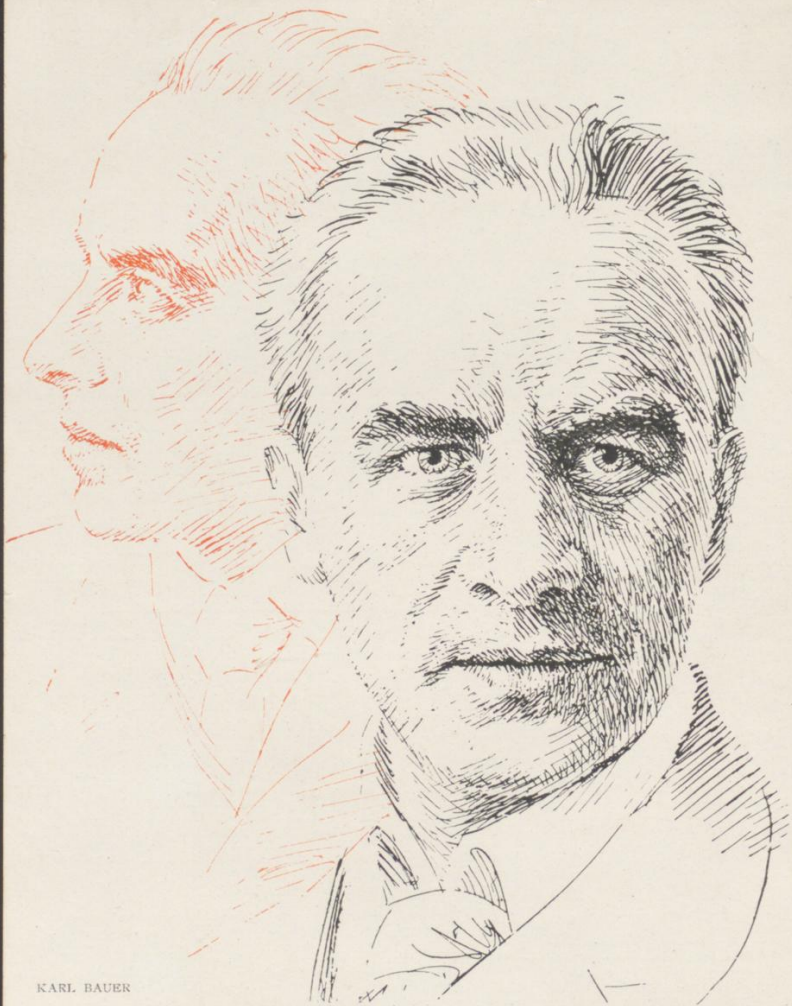
Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de



KARL BAUER

Bornes, Kf. München

Herrlichen Dank, lieber Herr
Bonsels für den Rat mit dem
Zeichner Frank, den ich dem Verlage
weitergeben werde. Keilich die Herren
über Ihre Abgabe hat mir diesen
Rat nicht erfüllen können. Wie
schade, wie jammervoll! Und bei
Ihrem Verlage wäre gar nichts zu
machen?

Mögen Sie eines meiner Bücher
haben und wollen Sie mir im
Tausch ein eines der Spitzen
schicken? Wir Verständigen in
dieser Varnumwelt sind so wenige,
dass wir zusammenhalten sollten.
Und Sie sind mir seit langem
lieb!

Ihr getreuer

M

Postkarte

MARTIN LANG

EIN ABEND MIT BÖRRIES, FREIHERR VON MÜNCHHAUSEN

(Am 20. März 1954 hätte der 1945 verstorbene Dichter seinen 80. Geburtstag gefeiert)

1928 muß es gewesen sein, in dem Erscheinungsjahr der *Idyllen und Lieder*. Der Lektor hatte dem Autor einen Dienst erwiesen, aus Windischleuba kam ein Dankesbrief, dem bald darauf Münchhausen in persona folgte, diesmal incognito. Es hatte ihm gefallen, ein unsichtbar machendes Hütchen aufzusetzen. Nur ein Freund von mir war ins Spiel gezogen, weil man eben zu dritt Gesellschaft bildet, ist es nicht so? Dankbare Gäste hat das beliebte altstuttgarter Weinhaus „Die Schule“ viele gesehen, sie gut bewirtet und mit dem Wunsch „Gutnacht beisammen, schlafet Se wohl“ entlassen, wenn die Stunde geschlagen hatte — an diesem Abend nun denn uns.

Wir saßen in den Efeulauben der vorderen Stube im oberen Stock. Münchhausen sah sich in unserem grünen Kämmerchen um, es war das zweite, Mitte linker Hand. Er sagte: „Seitenloge ist ein guter Platz, das hatte schon der Theodor Storm heraus.“ Im Umsehen füllten sich die sechs Lauben. Münchhausen lachte: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen“, und wir bestellten. In Lebensgröße einem gegenüber, hatte er nicht das retuschierte Sonntagsgesicht mancher Aufnahmen. Wenn ich mich darauf besinne, war's vielmehr ein großangelegtes Gesicht, wenn auch in seinem vierundfünfzigsten Lebensjahr ein noch nicht in allen Zügen ausgeführtes damals, es widersprach sich in manchem, es wirkte nach, ich spüre es heute noch. In seinen Zügen war etwas, das mich nachdenklich stimmte, freundlich (das wäre das richtige alte Wort dafür), etwas Freundwillig-Verhaltenes, eher Derbes als Feines, Regelmäßiges, nicht Ebenmäßiges, mit einem Stich ins Burschikose samt einem Anflug von Schwerhörigkeit in der Haltung des Hauptes, im Spiegel der Augen, die Haut durchblutet, die Nase eine Nase, das Ohr eine Muschel, volle Lippen, leichte Zunge, halbrund geschnittene Augen von hellem Grau oder Blau.

Wovon haben wir gesprochen? Von dem und jenem, und natürlich von seinem Schloß in Wiesen. Der Vater Börries hatte das Rittergut Windischleuba von den Lindenauschen Vormündern gekauft, die von einem Vorfahren seiner Frau, einem Gabelentz, bereits einmal restaurierte Burg wieder bewohnbar gemacht

und damit fünf Kindern den Tummelplatz für ihre schönsten Jugendjahre geschaffen. Es gab als Wohnsitz noch ein zweites Schloßgut, Apelern, daneben und ein Stadthaus in Hannover, auch das merkwürdige Moringen. Der Vater Börries war ein Sammler, er sammelte Schlösser und Güter. Einen Schachzug erzählte unser Münchhausen, wie es nämlich bei der Übernahme von Remeringhausen vor sich ging. Der Vorbesitzer Karl Münchhausen wollte es gern seinem Lieblingsvetter, eben dem Vater Börries, ablassen, aber Recht muß Recht bleiben in einer großen Vetterschaft. Der Vetter Karl kam zu sterben, er ließ den Vetter Börries rufen wie verabredet, damit er das Erbe aus einer noch warmen Hand empfangen, so wurde es rechtsgültig. Als Vetter Börries kam, war die Hand schon kalt. Da folgte denn ein

epischer Zug erster Ordnung. Der Vater Münchhausen holte sich Zeugen, schnitt vor deren Augen einen Span aus der Haustüre und machte mit diesem auf dem großen Herd Feuer an. Mit dem Aufklackern der Flamme war er Eigentümer des Ritterguts Remeringhausen. Münchhausen berichtete, wie Pächter und Inspektor bei dem feierlichen Vorgang der adeligen Landnahme die Hute abgenommen und die Hände gefaltet hätten.

Das alles und anderes mehr hat er später aufgezeichnet, er war

eine wandelnde Chronik, und hätte ihm nicht der Vers die Prosa etwas verschlagen oder hätte er sich in Prosa so fleißig bemüht wie in Versen, wer weiß, ob nicht doch ein viertels oder ein halber Fontane aus ihm hätte werden können, ein Chronist seiner Familie, seines Standes, seiner Person, so zum Warmwerden wie bei seinen mündlichen Erzählungen.

Münchhausens Vater liegt in der Gruft zu Apelern begraben. Aber da gab es vordem noch „unsere Moringen Gruft“, in der, dreiunddreißigjährig, nachdem sie zwölf Kinder geboren hatte, die Großmutter Carlowitz beigesetzt wurde. „Unsere Moringen Gruft läßt die Toten nicht vergehen, so daß Großvater noch viele Jahre lang jeden Abend eine Stunde an ihrem offenen Sarge saß und seine Hand auf die der überaus geliebten Frau legte. Mein Vater war schon Student, als Großvater den Sarg endgültig schloß.“ Auch ein kleiner Vatersbruder, Georg hieß er, liegt in



OTTO ROMBACH

DAS AMT DER FREUNDSCHAFT

Aus einer Ansprache zum 70. Geburtstag von Martin Lang (siehe auch das Bild auf der gegenüberliegenden Seite)

Verehrter, lieber Jubilar!

Wenn ich an dieser Stelle ein paar Worte als Autor sprechen darf, so bin ich mir bewußt, daß eine große Reihe anderer hier stehen müßte, Dichter und Dichterinnen, Autoren vielfältiger Art, die Ihren Weg gekreuzt und die Sie eine Strecke weit und oft jahrzehntelang und manche bis zum heutigen Tag begleitet haben. Dann würde jeder andere Worte finden, jeder einen anderen Blickpunkt, aber allen gemeinsam dürften die Gefühle der Verbundenheit, der Anerkennung und des Dankes sein. In diesem Sinne darf ich wohl die Ehre auf mich nehmen, hervortreten aus der Reihe und persönlichen Glückwunsch und Dank zu sagen, wohl auch für viele andere, mit denen ich mich darin einig fühlen darf. —

Landauf, landab ist Martin Lang, sein Name und der Mensch, der Dichter und der Lektor, in diesen Tagen wieder überall gewürdigt worden, und man hat allenthalben seinen Lebensweg beschrieben und seine Werke aufgezählt, von denen manche Stücke so in den Besitz des Schwabenvolkes eingegangen sind, wie sie durch ihn aus ihm erwachsen. — Ich brauche Ihnen deshalb, zumal er ja seit Jahren wieder in dieses Haus zurückgekommen, die Deutsche Verlags-Anstalt, und hier ein Ruhepol geworden, kaum ein Lebensbild zu geben. Auch kennen Sie ihn sicher besser, als es mir vergönnt ist: die Fülle seines Wissens und seine unversiegbare bewundernde Kraft für alles, was echt im Wort ist oder wesentlich im Zeitlichen, auch seine daraus resultierende Gelassenheit, dazu den stillen, liebevoll verbissenen Eifer des genauen Wägenden, also den Menschen Martin Lang und Martin Lang, den Lektor, der als Mensch nicht ohne diese schönen Leidenschaften denkbar wäre.

Denn wo es das Schöne aufzuspüren gilt, das Gültige, — im Wort aus Dichtern oder aus dem Volksmund, — wo es die Mühe lohnt, Bewahrenswertes zu be-

wahren oder mitzuteilen, — dort mitzuhelfen, ist ein Auftrag wie das Dichten selbst, und meistens überwog bei ihm das eine Tun das andere, und manchmal nützte als Verständigung und Sprache jener stumme und bedeutungsvolle Blick, der über die Zeilen wie über das Weinglas hin die schwäbische Menschen-Natur in jenem Augenblick verrät, in dem das Ewige den Augenblick zu streifen scheint. Mit dieser Lebenshaltung sind sein eigenes Dichten und Beschreiben, sein Sammeln und Edieren, auch seine Dichter-Abende und Morgenfeiern und alles öffentliche Wirken nichts anderes als Dienst an diesem Amt gewesen, für das ihm auch das eigene Leben — seine Herkunft und Entwicklung — die beste Vorbestimmung mitgab: hier das Pfarrhaus auf der Alb und dort das humanistische Gymnasium, hier Tübingen und dort Paris; dazu gehört der Präsidentenstuhl, den er im Goethebund und in der Schillerstiftung einnahm, und der frühe Freundschaftsbund mit Hermann Hesse; dazu gehören die ersten Verse des jungen Martin Lang und später seine Klassiker des deutschen Hauses, die seinen inneren Weg und Ort bezeichnen, eigene Verse und Prosa, die vor allem um den schwäbischen Menschen, seine Landschaft und dessen Geschichte kreisen.

In zwanzig Jahren, die zu den wichtigsten Entwicklungsphasen der Deutschen Verlags-Anstalt gehören, hat er, beinahe unauffällig, mit wahrer Herzens-Anteilnahme jene menschlichen Verbindungen gepflegt, die dort in einem ganz besonderen Sinne unerläßlich sind, wo man es mit den manchmal sensibelsten Mitarbeitern — mit Autoren — zu tun hat. Denn vielen unter ihnen ist oft am meisten auch an jener geistig-menschlichen Verbundenheit gelegen, in der sie sich durch den Betreuer ihrer Arbeit bestätigt und gefördert finden möchten.

Für Martin Lang ist seine Wirksamkeit als Lektor ohnedies vom Herzen aufgegeben

als ein Amt der Freundschaft; es ist für ihn ein Amt des Dienens und — erlauben Sie das Wort — ein Amt auch der Verehrung, da ja die wahre Freundschaft nie ohne einen verehrenden Aufblick zum anderen möglich ist. Und nehmen wir das Teuerste der Worte, dann ist es jene Liebe, ohne die kein Autor und kein Lektor und Verleger denkbar, — die Liebe zum Wort und zum Buch und dadurch zu den Menschen, denen wir alle auf unsere still wirkende Weise zu dienen bemüht sind.

Dieses erfüllende Wirken des Lektors ist immer gleichbedeutend mit der Suche und Entdeckung neuer Quellen und deren gültiger Fassung, und so haben viele zeitgenössische Autoren sichtbar und unsichtbar seine Wegbereitung und Wegbegleitung genossen: André Gide und Tania Blixen, von denen er Werke übersetzte, Morgan und Lin Yutang, Ina Seidel und Jochen Klepper, Zahn, Waser, Winckler, Ponten, Schaffner. Wer vermöchte sie alle zu nennen? Auch „Der junge Herr Alexius“ gehört dazu.

Es ist ein weites Feld, das er in den Dazwischen seiner Lektortätigkeit bestellte, während das eigene brachliegen mußte und manches, was er aufgeschrieben, verloren ging. Aber es ist auch ein weiter Bogen von der altersklugen „Schbatzaweisheit“ des Jünglings bis zur Herzensjugend unseres altersweisen Jubilars, der das innere Maß der Dinge kennt, jenes heimliche Maß, das aller Kunst und Literatur unmeßbar innewohnt, und das für uns alle, ob wir schreiben oder Geschriebenes weitervermitteln, Beglückung und Sinn unseres Daseins bedeutet, wenn wir es finden. —

Diese Beglückung möge Ihnen, lieber Martin Lang, noch viele Jahre beschieden sein: eigene Arbeit — und Hilfe bei der Ernte aus unserer Sprache und den Sprachen der Welt, bei der Sie unablässig zum Ruhme dieses Hauses und der mit ihm verbundenen Geister mitgeholfen haben.



Windischleuba, das Schloß in Wiesen

Moringen begraben. Ein Jahr alt legte man ihn in die Gruft, das war 1845. Münchhausens Schwester Mense v. Breitenbuch sah ihn noch um 1900 mit schneeweißem Gesicht und dicken Pausbäckchen auf seinem Myrthenkissen liegen.

Was er auch erzählte, spitzte sich dermaßen zu. Börries, Albrecht Conon August Heinrich von Münchhausen mit dem eigenwilligen Komma, das er nicht wegließ, unser Münchhausen war in vielen Sätteln gerecht, als Zigeunerattaché, der er ja auch eine Zeitlang gewesen war, als der Balladendichter und Barde, als Schloßherr in Sahlis und Windischleuba, als Kammerherr, Domherr, und als Sammler wie sein Vater. Wenn einer sein Dichterhaus bestellt hat, war er's! Auch jenes Gefühl teilte er mit verwandten Naturen, wie und wasmaßen „diese Nacht meine Seele könnte von mir gefordert werden“. Aber der biblische Prediger hat mit seiner melancholischen Weisheit recht behalten, daß alles seine Zeit habe, Steine sammeln und Steine zerstreuen.

Es war elf Uhr geworden in der „Schule“, da sollte Münchhausen uns Schwaben von unserer Rotkehlchenseite kennenlernen. Ein Rotkehlchen zieht unversehens des Nachts im Käfig den Kopf aus dem Schlupf und beginnt zu singen. Dem äußeren Licht gibt ein inneres Antwort. Der Schwabe singt ein Silcherlied. Silcherlieder muß man halblaut singen. In dem grünen Efeukämmerchen uns gerade gegenüber war es so weit, die Stubenvogelader rührte sich in zwei Schwäbinnen, ihre zwei Schwabenmänner summten mit:

Wenn's die Blümlein draußen zittern
In der Abendlüfte Weh'n,
Und du willst mir's Herz verbittern
Und du willst ja von mir gehn –
O bleib bei mir und geh nicht fort,
An meinem Herzen ist dein Heimatort.

Das Lied ist zum Weinen schön, den Schwäbinnen war seelenwohl, unser Börries wurde nachdenklich. Er ließ sich von mir die drei Strophen des Liedes, das nun wirklich jedermann im Schwabenlande kennt und singen kann, vorsagen. „So sollte man dichten können“, sagte er in vollem Ernst, „einfach so sich hineinsingen in das Gedächtnis und ins Gemüt der Menschen, deren Sprache wir sprechen.“

In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen. Es gibt einen kleinen Tod und einen großen. Die Menschheit geht immer wieder zur Tagesordnung über. Es gibt eine kleine Unsterblichkeit und eine große. Um beide ist ein Licht, in dessen Schein wir gehen, eine Zeitlang oder auch lange Zeit. Dem äußeren Licht gibt ein inneres Antwort.

Das dichterische Werk Münchhausens liegt in den beiden Bänden

DAS BALLADENBUCH (428 Seiten, Leinen DM 9.80)

DAS LIEDERBUCH (320 Seiten, Leinen DM 9.80)

in einer würdigen Ausgabe vollständig vor.

EDWARD HALLETT CARR

DIE ROTE ARMEE KÄMPFTE GEGEN VERSAILLES

Die polnische Offensive gegen Rußland im Mai 1920 rief kein sehr lebhaftes deutsches Interesse hervor. Aber als die Rote Armee unerwartet zurückschlug und Anfang Juli den triumphalen Marsch nach Polen begann, setzte in Deutschland eine erregte Stimmung ein. Deutschlands Hauptgegner im Osten war in tödlicher Gefahr, die Niederwerfung der östlichen Bastion von Versailles durch Rußland schien unmittelbar bevorzustehen. Die alliierten Mächte kamen zu dem gleichen Schluß und organisierten eilig Hilfe für Polen in Form von militärischen Beratern und Munitionslieferungen. Deutschland

antwortete mit einer Neutralitätserklärung, die ein Verbot für den Durchgangsverkehr von Munition durch Deutschland nach Polen einschloß. In der Freistadt Danzig, ehemals deutsch und jetzt unter alliierter Verwaltung, traten die deutschen Hafenarbeiter in den Streik und weigerten sich, die durch diesen Hafen nach Polen verschifft Munition abzufertigen. Deutsche Freiwillige (Tuchatschewski, der Befehlshaber der Roten Armee, spricht von „Hundertern und Tausenden“) strömten der Roten Armee zu – eine merkwürdige Umkehrung der Situation des vorangegangenen Herbstes, als

deutsche Freiwillige nach dem Baltikum eilten, um die Bolschewisten zu bekämpfen. Die kommunistische „Rote Fahne“ nahm eine so kämpferische Haltung in der Befürwortung eines deutschen Bündnisses mit Sowjetrußland ein, daß sie sich der Anschuldigung anderer Linksparteien aussetzte, die deutschen Arbeiter in einen Krieg mit Frankreich verwickeln zu wollen. Die deutsche Sympathie blieb im sowjetischen Lager nicht unbeachtet. Beweise für unmittelbare Kontakte sind spärlich. Ein zeitgenössischer Bericht der Londoner „Times“ über einen Besuch Trotzki's in Ostpreußen, um mit deutschen Stabs-

offizieren über „politische und strategische Fragen“ zu verhandeln, ist bestimmt falsch. Aber es scheint authentisch zu sein, daß sich in Soldau, diesseits der ostpreußischen Grenze, Offiziere und Kommissare der Roten Armee und „deutsche Nationalisten“ trafen, wobei sich die Russen brüsteten, daß die Rote Armee Westpreußen, das im Versailler Vertrag an Polen abgetreten worden war, befreien und dem deutschen Vaterland zurückbringen würden. Nach Pilsudskis Memoiren war die vierte Sowjetarmee so erpicht darauf, auf den polnischen Korridor vorzustoßen, daß sie die Verbindung mit den anderen Sowjetarmeen verlor und damit einen Pfad für Pilsudskis triumphale Gegenoffensive vor Warschau öffnete. Er führt die spöttische Bemerkung eines französischen Offiziers an, die vierte Sowjetarmee kämpfe „lieber gegen den Versailler Vertrag als gegen Polen“. Ein seltsames Dokument dieser Zeit ist ein Brief Envers an Seeckt, den er aus Moskau am 26. August 1926 schrieb. Enver berichtet, daß er eben „Trotzkis wirklich bedeutenden Gehilfen“ getroffen habe (wahrscheinlich den stellvertretenden Kriegskommissar Sklyanski), und fährt fort: „Es gibt hier eine Gruppe, die über

wirkliche Macht verfügt und der Trotzki angehört, die für ein Abkommen mit Deutschland ist. Diese Gruppe würde bereit sein, die alte deutsche Grenze von 1914 anzuerkennen. Und sie sieht nur einen Weg, der aus dem gegenwärtigen Weltchaos herausführen könnte: Zusammenarbeit zwischen Deutschland und der Türkei. Um die Stellung dieser Gruppe zu stärken, und die ganze Sowjetregierung für diese Sache zu gewinnen, sollte es dafür nicht möglich sein, Rußland unofficial Hilfe zu leisten und, wenn möglich, Waffen zu verkaufen? ... Ich glaube, es ist wichtig, daß Sie zu einer Verständigung mit seinen Vertretern gelangen, damit auch Deutschlands Position klar und eindeutig ist. Um den Russen zu helfen, könnte man im Korridor oder an einer anderen geeigneten Stelle eine freiwillige Armee oder eine Aufstandsbewegung ins Leben rufen ...“

Aus: EDWARD HALLETT CARR, BERLIN - MOSKAU. *Deutschland und Rußland zwischen den beiden Weltkriegen*. Deutsch von Herbert v. Borch. Etwa 184 Seiten. Mit dokumentarischen Fotos. Leinen DM 12.80

Die objektive Darstellung des bedeutenden englischen Historikers stützt sich zum großen Teil auf noch unbekanntes Material, so zum Beispiel auf bisher unveröffentlichte Papiere von Seeckt und Trotzki. Der sehr lebendige, brillante und präzise Stil des Autors ermöglicht es, sich auf mühelose Weise über einen der wichtigsten Ausschnitte der Zeitgeschichte zu unterrichten.

Wenn auch diese Empfehlungen nicht verwirklicht wurden, so kann man doch annehmen, daß ihr Geist und Envers Bericht über die Meinung einflußreicher Kreise in Moskau Pläne bekräftigten, die bereits in Seeckt Gestalt annahmen. Der Vorschlag, „die alte deutsche Grenze von 1914 anzuerkennen“, das heißt die Rückkehr deutschen Gebietes, das unter dem Versailler Vertrag abgetreten worden war, konnte kaum die beabsichtigte Wirkung verfehlen. Es lag im Wesen der Situation, daß ein Handel nur auf Kosten Polens zustande kommen konnte. Der polnische Krieg hatte noch andere, weniger direkte aber vielleicht nicht weniger wichtige, Rückwirkungen auf die deutsch-sowjetischen Beziehungen. Zum erstenmal wurden den deutschen militärischen Führern die Schlagkraft der Roten Armee und die Größe der Leistung, die in der Schaffung dieser Armee lag, bewußt.

Aus unserer Zeitschrift „Außenpolitik“

ANDRÉ SIEGFRIED *)

EUROPA UND DAS ZEITALTER DER ERDTEILE

Die beiden Weltmächte, Vereinigte Staaten und Rußland, so andersartig sie auch sind, hängen von geographischen Bedingungen ab, die sie gänzlich vom alten Europa unterscheiden. Dies ist ganz und gar Gliederung, Mannigfaltigkeit, Persönlichkeit. Die ungeheuren Räume Rußlands wie Amerikas eignen sich im Gegenteil wie dank einer vorherbestimmten Harmonie für die Maschinenverwendung, die Serie, die Masse. Nun sind wir aber im Maschinenzeitalter, und dieses biegt nach seinen gebieterischen Regeln unsere Kultur mehr und mehr im Sinne der Organisation, des Kaders, der Anpassung, des

Einflusses von Sachverständigen um. Was würde die abendländische Kultur nach 500 Jahren gesteigerter Maschinenverwendung sein? Ganz gewiß etwas sehr Verschiedenes von dem, was wir heute kennen.

Nun, in dieser Konkurrenz der Vielfalt gegen die Masse ist Europa, wenigstens dem, was von Europa übrigbleibt, ein sehr schlechter Platz angewiesen. Es gibt keinen Zweifel, daß wir den Geist der Schöpfung und Erfindung gewahrt haben, und niemand wird bestreiten, daß auf dem Gebiet schwierigster Techniken unsere Schöpfungen unvergleichlich bleiben.

Aber uns fehlt das notwendige Volumen, der ausreichend weite Rahmen, um alle Vorteile einer groß gedachten Erzeugung zu genießen, so wie es notwendig ist, damit der Maschinenbetrieb seine Möglichkeiten ganz entfaltet. Ohne Zweifel gibt es 550 Millionen Europäer gegen nur 150 Millionen Amerikaner; aber diese Amerikaner leben in einem Staat zusammen, während Europa zehn und mehr Länder umfaßt, was zehn Grenzen und zehn Zolltarife bedeutet. Eine zusammenhängende Produktion ist unmöglich, solange die Wirtschaft nicht verwirklicht ist, von der wir noch sehr weit entfernt sind. Unser

*) Ein Beitrag des Autors erscheint auch in dem deutsch-französischen Jahrbuch, das im Sommer bei uns herauskommen wird und zu Problemen der deutsch-französischen Beziehungen Stellung nimmt (etwa 450 Seiten, Leinen DM 16.80).